

1133

Osteuropa-Institut in Breslau

S 1133  
A 15 7 1

T O L S T O I  
NACH SEINEN TAGEBÜCHERN

VON

PROF. DR. K. HOLL



Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

3

# DAS OSTEUROPA-INSTITUT

(BEGRÜNDET 1918)

ist eine selbständige, in Anlehnung an die Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität und die Technische Hochschule in Breslau geschaffene Forschungsanstalt. Es hat den Zweck, die Grundlagen und die Entwicklungsbedingungen des geistigen und wirtschaftlichen Lebens in Osteuropa und den angrenzenden Gebieten zu studieren und die dabei gewonnenen Ergebnisse für den akademischen Unterricht, die Verwaltung und die wirtschaftliche Praxis nutzbar zu machen.

Jede wirtschaftliche, politische und religiöse Parteibestrebung bleibt ausgeschlossen. (§ 1 der Satzungen)

---

Als periodische Veröffentlichungen sind einstweilen in Aussicht genommen

- I. Eine in zwangloser Folge auszugebende Reihe größerer wissenschaftlicher Arbeiten unter dem Titel

## QUELLEN UND STUDIEN.

Sie gliedern sich in folgende Abteilungen, innerhalb deren sie auch für sich zählen:

- |                              |                               |
|------------------------------|-------------------------------|
| 1. Recht und Wirtschaft      | 4. Geographie und Landeskunde |
| 2. Land- und Forstwirtschaft | 5. Religionswissenschaft      |
| 3. Bergbau und Hüttenkunde   | 6. Sprachwissenschaft         |
| 7. Industrie und Handel.     |                               |

- II. Eine gleichfalls zwanglos erscheinende Reihe kleinerer wissenschaftlicher Schriften unter dem Titel

## VORTRÄGE UND AUFSÄTZE.

- III. Eine jährlich erscheinende Zusammenstellung der Literatur über Osteuropa unter dem Titel

## OSTEUROPÄISCHE BIBLIOGRAPHIE

Osteuropa-Institut in Breslau

VORTRÄGE UND AUFSÄTZE

VI. ABT.: SPRACHWISSENSCHAFT · HEFT 1

# TOLSTOI

NACH SEINEN TAGEBÜCHERN

VON

PROF. DR. K. HOLL



Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1922.



20.02.2000

Bz 18903
2766164

5 M33/113

ALLE RECHTE,  
EINSCHLIESSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS, VORBEHALTEN.

1918 MAR 19 19

Seit elf Jahren ist Tolstoi nun tot. Vor kurzem am 20. November hat sich der Tag wieder gejährt, an dem er auf seiner „Flucht“ in Astapowo verschied. Aber seine Gedanken sind nicht tot. Sie fangen jetzt erst an, eine wirksame Macht zu werden; denn jetzt erst beginnen sie, die Gewissen der Menschen ernsthaft zu beschäftigen. Als Nietzsche seinen Antichrist schrieb, meinte er das Christentum zu vernichten, indem er Tolstois Auffassung des Christentums als die allein der Absicht des Stifters entsprechende bekräftigte. Denn Nietzsches Darstellung des Christentums bringt nichts Selbstgefundenes. Ihr Grundgedanke — das Nichtwiderstreben gegen das Übel als der Kern der christlichen Lehre — ist in wörtlicher Anlehnung aus Tolstoi übernommen<sup>1)</sup> und von Nietzsche nur übertrieben worden. Aber was Nietzsche als eine Widerlegung erschien, gerade das wirkt heute überzeugend. Unter dem Eindruck des Weltkriegs ist die Stimmung unter uns mächtig geworden, die mit Tolstoi nicht nur das Töten, sondern alle Gewalt überhaupt grundsätzlich verabscheut und in der, selbst mit dem Opfer des eigenen völkischen Daseins zu erkaufenden friedsamem Einigung der Völker das höchste Menschheitsziel erblickt. Sie wird vertreten, sogar am lautesten vertreten, da, wo man die religiöse Begründung, die Tolstoi seiner Lehre gegeben hat, ablehnt. Dagegen sträubt sich jedoch wieder das tief sittlich begründete Gefühl, daß ein derartiges Opfer, einem ganzen Volk zugemutet, zu hoch sei, und es regt sich der Zweifel, ob dies wirklich der echte Sinn des Christentums sei. Zwischen beidem schwankt das Gewissen nicht nur der europäischen, sondern der ganzen christlichen Menschheit jetzt hin und her; unsicher, wohin es sich wenden solle.

---

Anm. L. N. Tolstoi, Öffentlicher Vortrag, gehalten in der Preuß. Akademie d. Wiss. am 20. November 1921.

1) Zuerst festgestellt von E. Hirsch, Jahrb. d. Luthergesellschaft 2./3. Jahrg. 1920/21, S. 98; vgl. auch dessen Darstellung Tolstois in seinem Buch „Deutschlands Schicksal“, S. 125 ff.

Tolstoi ist ein Schicksalsmensch für uns geworden; für unser Volk, für unsere Kultur, ja auch für unser Christentum. Ist das Christentum dazu bestimmt, in der Gestalt, in der Tolstoi es vorführte, jetzt der Menschheit das wirkliche Heil zu bringen und damit zugleich sich selbst zu verjüngen? Oder ist das alles Utopie, und kämpft das Christentum nur seinen Todeskampf, indem es der Menschheit ein in ihrer augenblicklichen Not verlockendes, in Wahrheit unmögliches Ziel vorhält? Droht ihm vielleicht das noch schlimmere Ende, daß seine großen Mahnungen wie alle hohen Worte in der Gegenwart zur Lüge, zum Deckmantel für ein genau entgegengesetztes Verhalten werden?

Es trifft sich gut, daß gerade in jüngster Zeit uns neue Quellen für die Kenntnis Tolstois zugänglich geworden sind. Noch während des Krieges und unmittelbar nach dem Krieg, 1917 und 1919, sind zwei Tagebücher von ihm veröffentlicht worden, das eine über die Jahre 1847—1852 aus der Zeit seines ersten Werdens, das andere aus seinem Greisenalter von 1895—1899. Sie sind bisher bei uns kaum beachtet worden. Denn sie bringen allerdings nichts, was einen eilfertigen Leser besticht. Kein Reichtum von glitzernden Schlagworten oder von überraschenden Beobachtungen. Aber dafür etwas anderes Wertvolleres. Sie lassen uns tiefer in Tolstois Inneres blicken, als wir es bisher vermochten. Auch wer ihn zu kennen glaubte, wird, wenn er diese Tagebücher gelesen hat, den Eindruck haben, daß er ihn jetzt erst wirklich kennen gelernt hat.

Tolstoi hat ja selbst einmal, in der „Beichte“, den Versuch gemacht, sich ganz so, wie er war, vor der Öffentlichkeit zu zeigen. Aber es ist ihm dabei ergangen, wie jedem, der dies vor ihm versucht hat. Er hat nur ein stilisiertes Bild von sich herausgebracht. Denn es kann in Wirklichkeit niemand beichten; auch dann nicht, oder vielmehr gerade dann nicht, wenn er dies ernsthaft will. Schon darum nicht, weil das Innerste im Menschen, sein heimliches Ich, der absichtlichen Selbstzergliederung immer ent-schlüpft. Dazu: niemand beichtet vor der Öffentlichkeit anders, als dann, wenn er glaubt, eine gewisse Stufe erreicht zu haben. Unwillkürlich zeichnet er dann seine ganze Entwicklung so, daß diese Stufe als das ihm vorausbestimmte Ziel erscheint. Er unterschlägt alles, was sonst an Möglichkeiten in seinem Innern lag und was von jener als Schicksal gedachten Linie abweicht. So ging es Augustin, so Henry Newmann und Sören Kierkegaard, und so ist es auch Tolstoi ergangen.

Tolstois wahre Beichte sind unsere Tagebücher. Hier sieht man den nach vorwärts lebenden, den einer ihm noch verhüllten Zukunft entgegengehenden Menschen, der mühsam erst nach Klarheit über sich selbst und nach einem bestimmten Lebensplan ringt.

Beginnt man nun wie billig bei der Zergliederung mit dem Endpunkt, mit dem Tagebuch des Greises, so ist man zunächst erstaunt, in welchem Maße Tolstoi sich in sich selbst zurückgezogen hat.

Die Außenwelt fesselt ihn kaum mehr. Besäße man nur dieses Tagebuch, so würde man vielleicht glauben, daß er zur Natur überhaupt nie ein Verhältnis gehabt habe. Nie schildert er einen Natureindruck. Höchstens einmal eine Bemerkung wie die „Wunderbarer Tag und Nacht“ oder daß es an Pfingsten kalt und feucht und noch kein Blatt auf den Bäumen war. Nun ist Tolstois Verhältnis zur Natur freilich von jeher besonderer Art gewesen. Ein Gefühl wie das Goethesche „Du lehrst mich meine Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen“ ist ihm allzeit fremd geblieben. Über Betrachtungen, wie sie die Aufklärung liebte, daß die Natur dem Menschen die Größe Gottes und seine eigene Nichtigkeit offenbare oder die angeblich dichterischen Empfindungen, daß die Berge dies und das gesprochen, die Blätter dies und das gerauscht hätten, schreibt er schon in sein Jugendtagebuch: Wie einem bloß derartiges in den Kopf kommen kann! Eher war er einem Rousseauschen Naturgefühl zugänglich: am Busen der Natur zu liegen und ihre seelenbeschichtigende Schönheit und Kraft einzuatmen, dazu fühlt er sich, wenigstens einer großartigen Natur gegenüber, gedrängt. Aber, sagt er doch einmal sehr richtig von sich: „Ich liebe die Natur, wenn sie mich allseitig umgibt und sich dann in unendliche Fernen hinbreitet, doch ich muß immer in ihr sein“. Und dieses Ich, das immer drin sein mußte, nahm die Natur dann am lebendigsten in sich auf, wenn es in der Spannung war. Wie die Welt, wie eine Gegend aussieht in der Aufregung vor einer Schlacht, auf der Jagd oder auch während einer Schlittenfahrt, hinter der ein Abenteuer winkt, das vermochte er mit unübertroffener Kunst zu schildern. Nicht so wie der stumpfsinnige Realist, der nur Strich um Strich nachzeichnet, sondern mit der Wirkung, daß der Leser wie mit Gewalt in die Spannung des Augenblicks hineingerissen wird.

Bedeutsam war ihm die Natur tatsächlich immer nur als der Schauplatz, auf dem sich etwas ereignet. Die Menschen, die sich

in ihr bewegen, und das, was sich in ihr begibt, war für ihn immer das eigentlich Wichtige.

Jedoch auch den Menschen gegenüber ist er teilnahmsloser geworden. Über die vielen Besucher, die in seinem Haus aus- und eingingen, zeichnet er nie etwas auf, als höchstens eine flüchtige Bemerkung darüber, wie sie auf ihn gewirkt haben: Kennworthy — sehr angenehm, Lombroso — ein beschränkter naiver Greis, zwei Deutsche — *décadents*! Er hat selbst bemerkt, daß hier eine Veränderung mit ihm vorgegangen ist. „Seitdem ich alt geworden bin, habe ich angefangen die Leute zu verwechseln, die in meinem Gehirn zu einem Typus gehören oder als solche vermerkt sind. So daß ich also nicht N. N. kenne, sondern eine Kollektivperson, zu der N. N. gehören“. Der einzelne, bestimmte Mensch ist ihm nur noch ein Schattenriß. Und das bedeutet, daß auch sein Mitgefühl für die Menschen am Erlöschen ist. Verräterisch dafür ist sein Eintrag über den Vorfall bei der Zarenkrönung im Jahre 1896, wo, wie wir uns noch erinnern, 3000 Menschen im Gedränge den Tod fanden. Er fängt an mit dem Ausruf: „Schreckliches Ereignis in Moskau“. Aber dann fügt er aufrichtig hinzu: „Ich weiß nicht warum, aber dieses Ereignis hat auf mich nicht so gewirkt, wie man denken sollte“. Man sieht: pflichtgemäß sozusagen war er erschüttert; ein natürliches un-mittelbares Gefühl hat nicht in ihm gesprochen.

Und erst recht ist er empfindungslos geworden innerhalb des allerengsten Verhältnisses, innerhalb seiner Ehe. Hier ist seine Stimmung fast feindselig. Einmal ja erklingt noch ein wunderbarer Ton, wie aus der Anna Karenina: „Ganz unerwartet dachte ich heute an die zarte Anmut, ja Anmut der aufkeimenden Liebe: wenn auf dem Grund heiterer, angenehmer, freundschaftlicher Beziehungen plötzlich dieses Sternchen auffunkelt. Es ist wie ein herbeigewehrter Duft von Linden, wie der Dämmerchein einer Mondnacht. Es ist noch die Zeit der vollen Blüte nicht, es ist kein deutlicher Schatten, kein volles Licht, aber es ist eine Freude und Furcht vor etwas Neuem, Bezauberndem. Das ist etwas Schönes, aber nur dann, wenn es zum ersten- und letztenmal ist“.

Aber sonst spricht er von der Ehe und von der Frau nur im Stil der Kreuzersonate. Die Geschlechtsliebe und die Ehe ist ein Herabsinken auf eine niedere Stufe. Seit 70 Jahren, behauptet er, sänken die Frauen ständig in seiner Achtung. Er erklärt sie nicht nur der Vernunft, sondern auch des moralischen Sinnes für bar. Die Frauen gebrauchen die Worte, nicht um Gedanken

auszudrücken, sondern um ihre Zwecke zu erreichen. Sie vermögen, so wenig wie die Sklaven, Christen zu sein; kurz, das Weib ist ein Werkzeug des Teufels.

Tolstoi ist enger und einsamer geworden; aber darum nichts weniger als stumpf. Er richtet nur jetzt seine ganze Kraft auf das Innenleben. Aber dort arbeitet es bei ihm noch so mächtig wie ehemals. Und er lebt dabei immer noch nach vorwärts. Es ist geradezu auffallend, welche verschwindend kleine Rolle die Erinnerungen bei ihm spielen. Nur zweimal, in einer ganz kurzen Bemerkung, nimmt er auf ein Ereignis aus der Vergangenheit Bezug. Denn er fühlt bei sich selbst immer noch Dinge, mit denen er noch nicht ganz fertig ist.

Die Fragen, die ihn beschäftigen, sind die alten, die ihn seit langen Jahren umgetrieben haben: der Tod und was er zu bedeuten hat; Sinn, Ursprung und Ziel des Einzelwesens; Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit der körperlichen Welt; Raum und Zeit in ihrem Verhältnis zum Ichbewußtsein; Einzelleben und Alleben, Sittlichkeit und Kunst, Liebe und Ichbewußtsein.

Aber er ringt immer noch darnach, dies alles so tief zu ergründen, daß er die Sache ganz einfach und überzeugend ausdrücken kann. Er will das Christentum, wie es ihm aufgegangen ist, als das allein Vernünftige, ja als das Selbstverständliche erweisen. Und er tut dies unter schärfster Kritik der einzelnen Versuche: „Unklar“ oder gar „Unsinn“ ist eine gar nicht seltene Bemerkung, die er unter eine eben niedergeschriebene Darlegung setzt.

Jedoch es liegt ihm nicht nur daran, Gedanken hervorzubringen und zu klären. Er will, wenn man das zu Tod gehetzte Wort noch gebrauchen darf, jenes Höchste, das ihm vorschwebt, „erleben“. Er will der Wirklichkeit, die ihm gedankenmäßig als die wahre erscheint, persönlich inne werden und den eigenen Willen in Einklang mit ihr fühlen.

Und hier ist nun der Punkt, wo uns das Tagebuch die überraschendsten Blicke eröffnet.

Zuweilen ist es ihm gelungen, sein Ziel zu erreichen. Unter dem 14. Oktober 1897 schreibt er ein:

„Es ist noch nicht lange her, im Sommer war es, da habe ich zum erstenmal Gott deutlich gefühlt; daß Er ist, daß ich in Ihm bin, in Ihm als ein Begrenztes in einem Unbegrenzten, in Ihm und umgeben von Wesen, in denen Er ist.“

Er fügt gleich hinzu: „Schrecklich schlecht ausgedrückt, un-

klar.“ „Aber ich habe es sehr lebhaft gefühlt“, und er wiederholt: „Zum erstenmal in meinem Leben.“

Das Ereignis selbst, auf das er damit anspielt, hat Tolstoi in seinem Tagebuch nicht beschrieben. Es findet sich zwar im vorhergehenden Jahr zweimal Ähnliches verzeichnet: am 31. Juli 1896, wie ihn auf einem Ritt nach Tula das Gefühl übermannt, daß er „ein Teil von Ihm, Er aber Ein und Alles ist. Und ich fühlte Liebe, wahrhaftige Liebe zu ihm“. Und am 25. Februar 1897: „Gestern im Freien gebetet und dabei ein wundersames Gefühl gehabt. Wohl ein ähnliches, wie es die Mystiker im Zustand der Versenkung empfanden; ich fühlte mich frei, aber gebunden durch die Illusion des Körpers.“

Aber jenes Erlebnis vom Sommer 1897 muß sich ihm doch so mächtig herausgehoben haben, daß alles Frühere ihm dagegen verschwand. Er bezeugt dessen Einzigartigkeit noch einmal eine Woche später nach jener Anspielung am 21. Oktober 1897: „Eben jetzt, wo ich nach getaner Arbeit allein geblieben bin, habe ich mich gefragt, was ich tun soll . . . wer bin ich? wozu bin ich hier? Und ganz klar hat sich von selbst die Antwort ergeben: wer und was ich auch sein mag, so bin ich doch von Jemand gesandt, um etwas zu vollbringen. So sei es. Und so innig und gut habe ich den Einklang meines Willens mit Gott empfunden. Das ist das zweite Mal, daß ich von Gott ein lebendiges Gefühl hatte. Es war das wirkliche Liebe zu Gott.“

Aus den Andeutungen an diesen verschiedenen Stellen läßt sich nun doch ein Bild gewinnen, welcher Art das Gefühl war, das ihm als der Höhepunkt der Religion erschien. Die Augenblicke, die er als die höchsten preist, sind die, in denen die Empfindung der Liebe zu Gott bei ihm durchschlägt. Der Drang und die Freiheit dazu kommt über ihn in der Stille, in der Einsamkeit, nach getaner Arbeit; wenn kein bestimmter Wunsch und kein deutlicher Plan sich regt, also ein Zustand der inneren Sättigung erreicht ist. Dann geht die wohlige Empfindung, die ihn durchrieselt, unvermutet über in ein warmes Dankesgefühl gegen Gott, in das Bewußtsein seines Zusammenhanges mit Gott. Zweierlei folgt für ihn aus diesem Gefühle: einmal eine Erhebung im eigentlichen Sinne des Worts, ein Schwinden der Illusion des Körpers, das Gefühl, daß das Geistige die alleinige Wirklichkeit ist; dann aber das Bewußtsein einer persönlichen Sendung, die Sicherheit darüber, daß sein Dasein nicht umsonst ist.

Aber was uns auffällt, ist zunächst dies, daß Tolstoi so spät erst zu einer ihm voll überzeugenden Gottesgewißheit gelangt ist oder gekommen zu sein glaubt. Er zählt in dem Sommer, in dem er jenes große Erlebnis gehabt hat, bereits 69 Jahre! Und noch auffallender ist, daß ihm hinterdrein so wenig Deutliches in der Erinnerung bleibt. Er kann das erstemal nur sagen, daß er es sehr lebhaft gefühlt habe. Das zweitemal gesteht er ausdrücklich: „Jetzt vermag ich mich nicht mehr zu erinnern, wie es war; ich erinnere mich nur, daß es ein Gefühl der Freude war.“ Damit stimmt das andere zusammen, daß die Nachwirkung immer nur eine verschwindende ist. Schon am nächsten Tag, nachdem er das zweitemal Gott gefühlt hat, muß er einschreiben (22. Oktober 1897): „Jetzt ist es Abend, bin allein und mir ist unsagbar traurig zu Mut.“ Und im Frühjahr nach jener großen Erhebung schreibt er (28. März 1898): „Das innere Leben ist wieder das frühere. Wie ich es vorausgesehen habe. Die neue Erkenntnis des Lebens in Gott, der Vervollkommnung durch die Liebe, hat sich abgestumpft, ist schwächer geworden und erwies sich, als sie mir in diesen Tagen hätte helfen sollen, zwar nicht gerade als falsch, aber doch auch als weniger echt als ich gehofft hatte“.

Das ist ein anderes Bild, als man es sich sonst von Tolstoi zu machen geneigt ist. Nach seinen Schriften möchte man glauben, daß er in der religiösen Welt als einer ihm ständig gegenwärtigen Wirklichkeit lebt und aus dem Bewußtsein dieser Wirklichkeit heraus redet. Hier lernt man ihn als einen Menschen kennen, bei dem die Religion mehr Sehnsucht als Erfüllung ist und der beim Ringen um sie immer wieder auf sich selbst zurückfällt.

Und eine ähnliche Wahrnehmung macht man bei dem andern für ihn im Vordergrund stehenden Punkt, bei dem, was er im besonderen Sinn als die ihm aufgetragene Botschaft betrachtete. Er redet in seinem Tagebuch viel von dem Teufel, der ihm beigegeben sei. Er meint damit den Luxus, von dem er umgeben war, und den er mit Recht als grellen Widerspruch zu dem, was er predigte, empfand. Er leidet darunter; er betet immerfort zu Gott, daß er ihn davon erlösen möge. Aber er findet in sich nicht die Kraft, mit einem herzhaften Entschluß durchzubrechen. Und noch peinlicher ist sein Hängenbleiben an einer andern Stelle. Den Kern des Evangeliums sollte nach ihm die Liebe bilden. Aber bei ihrer entscheidenden Probe, bei der Feindesliebe, macht er

doch bei sich selbst Umstände. Rein verstandesmäßig ist er zwar weitergekommen als in der Schrift „Mein Glaube.“ Er sieht jetzt ein, daß das Evangelium, wenn es Feindesliebe befiehlt, wirklich den persönlichen Feind meint. Und er begeistert sich für solche Liebe. „Es ist eine köstliche Wonne in dieser Liebe, sogar in ihrem Vorgenuß.“ Gewiß, der Vorgenuß ist herrlich. Aber wenn Tolstoi sich selbst auf Herz und Nieren prüft, ob er die Sache wirklich aufbringen kann, dann wird er bedenklich. „Liebe“, sagt er, „läßt sich nicht erzwingen. Selbstverleugnung — ja, die kann man immer üben. Absichtlich die der Liebe Unwürdigen lieben — das kann man nicht. Nicht lieblos sich verhalten und gegen diese Wesen auf göttliche Weise gütig sein, das kann man.“ Aber was heißt dies „auf göttliche Weise gütig sein“, wenn man gewisse Menschen zugleich für die Liebe unwürdig erklärt? Und wonach bemißt es sich, ob einer der Liebe unwürdig ist? Man stößt hier auf den gleichen Punkt, wie dort, wo er über das Moskauer Unglück schreibt. Er sieht eine Forderung vor sich, und etwas in ihm wirft sich mit Leidenschaft darauf, aber das Allerinnerste bleibt unbewegt, und darum versagt auch der Wille.

Was folgt nun aus dem allem? Daß Tolstoi ein Schauspieler war, wie es eine gehässige Nachrede ihm bei Lebzeiten vorwarf? Oder daß er in Wahrheit der abgefeimte Epikureer war, als den ihn Mereschkowski so hämisch geschildert hat? Gewiß keins von beiden. Seine Tagebücher legen in ergreifender Weise Zeugnis davon ab, wie ernsthaft er mit sich selbst ringt. Wohl aber ergibt sich daraus, daß man tiefer als bisher graben muß, um die Eigenart seiner Religion und seiner Sittlichkeit zu erfassen.

Worauf stand eigentlich sein religiöser Glaube? In der Beichte hat Tolstoi den entscheidenden Wendepunkt seines inneren Lebens auf den Eindruck zurückgeführt, den der Anblick des Todes bei ihm hervorgerufen hat. Zuerst bei einer Hinrichtung in Paris im Jahr 1857, dann beim Sterben seines Bruders 1860. Nicht nur seine Tagebücher, seine ganze spätere Schriftstellerei bestätigen die Richtigkeit dieser Selbstauffassung. Seine Frömmigkeit wie seine Sittlichkeit kreist tatsächlich bis zu Ende um das Rätsel des Todes.

Aber dies führt sofort auf die andere Frage: warum hat damals, 1857 und 1860, der Tod einen so mächtigen Eindruck gemacht? Gesehen hat Tolstoi den Tod vorher oft genug; gewiß bereits

in jenem Gefecht vom 18. Februar 1853, das so stark in seiner Erinnerung haftete, daß er es als einziges Ereignis aus der Jugendzeit noch in seinem Alterstagebuch zum Jahrestag verzeichnet, und dann erst recht bei der Belagerung von Sebastopol. Er war damals wohl davon ergriffen, aber nicht in seiner ganzen Weltanschauung erschüttert. Es muß seine besonderen Gründe gehabt haben, warum bei jenem späteren Zusammenstoß der Tod ihm als die schlechthin bedeutsame Tatsache erschien.

Und hier zeigt uns nun sein Tagebuch der Jugend die Vorbedingungen.

Das Tagebuch hebt an mit der ersten großen Wendung in seinem Leben, die sich in einem Willensentschluß kundgab. Sie fällt an das Ende seiner kurzen Universitätszeit. Er ist des Lebens, das er bis dahin wie andere seines Standes und Alters geführt hatte, satt geworden; er will sich zusammenraffen und sich ein Ziel setzen, das dem Leben wirklichen Sinn gibt.

Dabei leitet ihn, den 19jährigen, schon das Gefühl, daß er zu etwas Besonderem berufen ist. „Es ist etwas in mir, was mich zwingt zu glauben, daß ich nicht geboren bin, um zu sein, wie alle anderen.“ Mit einem gewissen Trotz spricht er das aus. Er leidet darunter, daß er in der Gesellschaft schon wegen seiner körperlichen Kleinheit und seiner Ungewandtheit nicht in dem Maße zur Geltung kommt, wie er es gerne möchte. Aber er will doch nicht nur sich durchsetzen. Sein Lebensplan zielt auf ein Höheres, das mit einer idealistischen Weltanschauung in Verbindung steht. Schon auf den allerersten Seiten des Tagebuchs schreibt er den Satz: „Die Vernunft des einzelnen Menschen ist nur ein Teil des Allgemeinen, und ein Teil kann die Ordnung des Ganzen nicht zerstören; wohl aber kann das Ganze den Teil vernichten. Bilde daher deinen Geist so aus, daß er dem Ganzen gemäß sei, dem Urquell des Alls, nicht bloß einem Teil, der menschlichen Gesellschaft. Deine Vernunft wird dann mit diesem Ganzen, dem All in Eins zusammenfließen; dann wird auch die Gesellschaft, als Teil, auf dich keinen Einfluß mehr ausüben können.“

Man sieht, wie die ganze französisch sprechende Oberschicht der russischen Gesellschaft ist auch ergriffen von den Gedanken der französischen Aufklärung. Und ihm hat es Rousseau insbesondere angetan. Rousseau verdankt er den Schwung, mit dem er den Glauben an die das All durchwaltende Vernunft erfaßt; auf Rousseau geht auch der hier bereits betonte Gegensatz zwischen

dem Vernünftigen und dem in der Gesellschaft Geltenden zurück. Aber als etwas Eigenes vernimmt man in seiner Äußerung auch schon einen mystischen Klang in der Art, wie Tolstoi von der Hingabe an den Urquell des Alls redet.

Dieser vernünftige Glaube an das Alleine, zugespitzt auf die im Tagebuch immer wieder hervorgehobene Forderung, daß man nicht für sich, sondern für andere leben dürfe, ist Tolstois wirklicher Glaube von da an bis zu seinem Tode gewesen. Er zieht sich als das Bleibende durch alle seine inneren Wandlungen hindurch.

Es ist, wie ich wiederholen möchte, ein vernunftmäßig begründeter Glaube. Tolstoi stellt sich damit auf einen Boden jenseits der Kirche. Aber er hat trotzdem die Föhlung mit ihr bewußt, und nicht bloß aus Gewöhnung, aufrechterhalten. In der Beichte hat er freilich sein Jugendleben als ein Verlorensein in Atheismus geschildert — nur mit der Einschränkung: Etwas geglaubt habe ich immer — und sogar bestimmt gesagt: Mit 16 Jahren hörte ich auf zu beten. Das wird durch sein Tagebuch in aller Form widerlegt. Noch im März 1852, als Vierundzwanzigjähriger, schreibt er ausdrücklich: „Ich bewahre mir sorgfältig den Glauben, den mein selbstquälerischer Geist mir noch gelassen hat.“ Und dementsprechend hat er sich tatsächlich gehalten. In der Weihnachtszeit 1850 fährt er am 17. Dezember zum Mittagsgottesdienst, am 24. zu den Reliquien und am 12. Januar 1851 zum Bild der iberischen Gottesmutter. Im Frühjahr darauf macht er sich an Ostern den Vorwurf: „Zum Abendmahl habe ich mich unaufmerksam und zerstreut vorbereitet“; aber gleich nachher schreibt er in Jasnaja Poljana: „Ich bin im Dorf noch religiöser geworden.“

Und er hält gerade an der Pflege des Gebets mit besonderer Neigung fest. Gelegentlich tut er es sogar mit einer gewissen Absichtlichkeit vor andern. So im August 1852, wie er schon im Kaukasus ist: „Auf dem Weg betete ich laut; die Anwesenheit B.'s — eines ihm unangenehmen Kameraden — stimmte mich wirklich zum Gebet“. Regelmäßig spricht er die üblichen kirchlichen Gebete, liest aber daneben — eine höchst bezeichnende Wahl — auch Zschokkes Stunden der Andacht mit innerer Bewegung. Und er erlebt schon damals im Gebet Augenblicke höchster Erhebung.

Am 11. Juni 1851 verzeichnet er: „Nachdem ich das Tagebuch geschrieben hatte, begann ich zu Gott zu beten. Die Wonne,

die ich im Gebet empfand, kann ich unmöglich beschreiben. Ich verrichtete zuerst meine gewöhnlichen(!) Gebete, das Vaterunser, das Gebet zur Muttergottes, zur Dreifaltigkeit, Pforten der Barmherzigkeit, Anrufung des Schutzengels und verharrete nachher noch lange im Gebet. . . . Ich ersehnte etwas Höchstes und Gutes; was aber — das kann ich nicht ausdrücken, obwohl ich wohl weiß, was ich wünschte. Ich wollte mich mit dem allumfassenden Wesen vereinen; ich bat Ihn, mir meine Verbrechen zu verzeihen; doch nein, auch darum bat ich nicht, weil ich fühlte, daß Er, wenn er mir diese selige Minute schenkte, mir auch schon verziehen habe. Ich betete und empfand zugleich, daß ich um nichts zu bitten habe. Ich dankte ihm, doch nicht in Worten und nicht in Gedanken. In dem einen Gefühl vereinigte ich alles, Bitte und Dank. Das Gefühl der Angst war völlig verschwunden. Keines der Gefühle des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe vermochte ich von dem allgemeinen Gefühle zu trennen. Ja das Gefühl, das ich gestern empfand, war Liebe zu Gott, himmlische Liebe, die alles Gute bejaht und alles Böse verneint. . . . Ich fühlte meinen Leib nicht mehr, ich war allem Irdischen entrückt.“

Man mag wohl damit zusammenstellen, was Tolstoi seinem Olenin widerfahren läßt: „Es war ihm so ruhig und wohl zu Mute. Er dachte an nichts, er begehrte nichts, und plötzlich kam ein so sonderbares Gefühl grundlosen Glücks und grundloser Liebe über ihn, daß er aus bloßer Gewohnheit von der Kindheit her das Kreuz schlug und das Dankgebet verrichtete.“

Mit einigem Erstaunen gewahrt man, daß hier schon dieselben Züge hervortreten, die jenes religiöse Erlebnis von 45 Jahren später kennzeichnen: die Stille um ihn, der Zustand der Wunschlosigkeit, aus dem plötzlich ein heißes Dankgefühl gegenüber der sein Leben bestimmenden Macht herausbricht, so daß er für einen Augenblick ganz in dieser Empfindung versinkt und auch seine Körperlichkeit vergißt.

Und es fehlt auch nicht die Eigentümlichkeit, daß Tolstoi jedesmal, wenn ihm derartiges zuteil wird, meint, er hätte es zum erstenmal erlebt. Am 11. Juni 1851 hat er das eben Angeführte in sein Tagebuch eingeschrieben; aber dreiviertel Jahre später am 20. März 1852, vermerkt er in Starogladowskaja: Erst unlängst habe ich zum erstenmal seit meiner Kindheit wieder den reinen Genuß des Gebets und der Liebe empfunden.

Jedoch noch etwas anderes kennzeichnet die mystische Fröm-

tigkeit. Die sittliche Kraft, die ihm daraus zufließt ist sehr gering. Tolstoi hat, seitdem er als Neunzehnjähriger jenen großen Entschluß gefaßt hat, auch sich selbst ernsthaft zu überwachen begonnen. Er gibt sich im Tagebuch Lebensregeln, deren Befolgung er genau feststellt. Benjamin Franklins Tagebuch ist ihm wie so manchem anderen dabei von besonderem Nutzen gewesen. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die Pedanterie dieser Art von Selbsterziehung ihm eingeleuchtet hat. Jedoch bei der Durchführung versagt er nur allzuoft, und dann hilft ihm auch seine Frömmigkeit nicht, den Willensmangel zu überwinden. Fast möchte man sagen: im Gegenteil. Die Frömmigkeit lullt ihn ein. Wenn er in jener Weihnachtszeit 1850 die Festgottesdienste fleißig besucht hat, so geht er abends zu den Zigeunern, und am 29. Dezember muß er einschreiben: „Ich führe ein ganz viehisches Leben, wenn ich auch noch nicht ganz liederlich geworden bin“. Und noch erschütternder ist es, daß er unmittelbar, nach der Beschreibung jenes innigen Gebetserlebnisses sich gezwungen sieht fortzufahren: „Und doch, das Fleischliche, das Irdische hat mich wieder in seinen Bann gezogen; noch ist keine Stunde vergangen, und schon habe ich bewußt die Stimme des Lasters, der Eitelkeit vernommen, die nichtige Seite des Lebens gesehen; ich wußte, woher diese Stimme kam, wußte, daß sie mein Seligkeit zerstören würde, kämpfte und unterlag. Ich schlief und träumte von Ruhm und Weibern.“ Doch echt russisch gelassen tröstet er sich gleich mit einem Nitschewo: „ich bin nicht schuld, ich konnte nicht anders.“

Immerhin, der Vorsatz, sein Leben einem höheren Ziel entgegenzuführen und ihm durch Wirken für andere, für die Menschheit Gehalt zu geben, war da. Aber wo war die Stelle, an der er mit diesem Wirken einsetzen konnte? An dieser Frage hing es, wie weit jene Vorsätze ernst wurden.

Er hat, nachdem er die Universität verlassen hatte, sich zunächst nach Jasnaja Poljana begeben; aber nach einem ersten kurzen Versuch, als Gutsherr auf dem Lande menschenfreundliche Pläne durchzuführen, sich von seinem Bruder Nikolai bewegen lassen, im Kaukasus in den Militärdienst zu treten.

Abenteuerlust hatte wesentlich mitgespielt, als er diesen Entschluß faßte. Schon die Aussicht, einmal Berge zu sehen, die ihm, dem aus dem Innern Rußlands Stammenden, etwas ganz Neues waren, zog ihn stark nach dieser Seite; dazu die Erwar-

tung von Kampf, Lebensgefahr und Auszeichnung, die ihm dort winkten. Im Kaukasus führt er das Leben eines reichen Junkers, so wie er es in seinem Olenin geschildert hat. Zur Arbeit und zum Lehrdienst wenig herangezogen, hat er zwischen den militärischen Unternehmungen, an denen er sich beteiligt, noch reichlich Zeit für Jagd, Spiel, Dschigitieren, und seine besonderen Neigungen. Und er ist gerne Soldat gewesen. Man konnte das schon aus seinen Romanen wissen. Wer den Krieg von 1805 und weiter den von 1813, wer die Schlacht bei Borodino und später die Belagerung von Sebastopol so schildern konnte, wie er es getan hat, der hat einmal nicht nur die Begeisterung für das heilige Rußland, sondern auch die Freude am Einsatz des Lebens in sich gefühlt. Jetzt gibt uns das Tagebuch dafür die sprechenden Belege. Am 25. August 1851 schreibt er: „Schon lange in keiner Gefahr gewesen, langweilig!“ Oder am 5. Februar 1852: „Ich bin gegen das Leben gleichgültig . . . darum fürchte ich auch den Tod nicht.“ Und 3 Monate später (29. Mai Mai 1852): „Habe den ganzen Tag von der Eroberung des Kaukasus geträumt.“

Nur aufzugehen in dem Soldaten vermag er allerdings nicht. Jetzt regt sich auch der Schriftsteller in ihm mächtig, und zwar tritt gleich zu Anfang die Eigenart seines Schriftstellertums scharf ausgeprägt hervor. Nicht die großartige Natur, die Menschen um ihn her werden sein Stoff und mehr noch als alle andern Menschen er selbst. So entsprach es seiner Neigung zur Selbstzergliederung. Nicht zufällig ist darum ein Ichroman, die „Kindheit“, das erste Größere gewesen, das er unternimmt, aber auch in allem, was er später schreibt, steckt er selbst ja immer irgendwie mit drin. Ebenso bezeichnend ist aber ein Zweites. So meisterhaft er die Wirklichkeit zu schildern vermag, das bloße Wiedergeben genügt ihm nicht. „Schreiben ohne Zweck und ohne Hoffnung, damit Nutzen zu stiften, das kann ich entschieden nicht,“ sagt er im Tagebuch. Darin lag zugleich, daß die reine Satire, in der gerade damals ein guter Teil der russischen Schriftstellerei sich erschöpfte, ihm nicht genügte. Wenn er einen Roman schreibe, so müsse er ein Ziel haben, und zwar ein belehrendes. Sofort nach der Vollendung der Kindheit hat er sich zwei neue Romane ausgedacht. Der eine, die Fortsetzung der Kindheit in der „Jugend“, sollte, wie er sagt, belehrend und dabei doch nicht dogmatisch sein. Der andere, der Roman des russischen Gutsbesitzers, sollte dogmatisch sein. Es deutet auf viel

Späteres hin, daß er dort namentlich die Frage einer erlittenen Beleidigung zu behandeln dachte. So aufgefaßt fügte sich die Schriftstellerei seinem allgemeinen Lebensplan, seinem Ziel, für andere zu arbeiten, unmittelbar ein.

Der Erfolg, den er schon mit der Kindheit errang, weckte dann in ihm das Gefühl, daß auf dieser Seite sein eigentlicher Beruf läge. Um so mehr, als gegen Krieg und Schlacht sich eine Abneigung bei ihm herauszubilden begann. Er stand wohl im Kampf als einer der Tapfersten seinen Mann, aber sobald die Aufregung vorüber war, blieb ihm ein unangenehmes Nachgefühl. Wenn er die Toten und fast noch mehr, wenn er die Gefangenen sieht, wird er innerlich verlegen. Es regt sich seine Empfindsamkeit. Denn bei allem Tätigkeitsdrang und bei aller Tapferkeit war und blieb er ein empfindsamer Mensch; mehr noch als es der Durchschnittsrusse zu sein pflegt. Das hatte bereits die Tante an ihm bemerkt, die ihn in der Jugend Ljowa Rjowa, „Leochen den Löwenbrüller“ getauft hatte, und das stellt er selbst im Tagebuch immer wieder bei sich fest.

Immerhin standen ihm noch beide Wege, der militärische und der schriftstellerische, offen, wie er nach dem Fall von Sebastopol nach Petersburg kam. Wer weiß, was aus ihm geworden wäre, wenn er das Ziel seines Ehrgeizes, Flügeladjutant zu werden, erreicht hätte. Aber das zerschlug sich. Und auch mit dem andern scheidet er. Durch seine Mitarbeit am „Sowremennik“ hatte es sich von selbst ergeben, daß er in Petersburg in den Kreis eintrat, der sich um Turgenjew gebildet hatte. Jedoch mit Turgenjew vermochte er sich nicht zu finden. Und dazu, er hat das Petersburger Leben wilder als die dort Einheimischen mitgemacht: Gelage, Zigeuner, Kartenspiel jede Nacht. Das war wohl auch die Zeit, in der sein Gottesglaube ihm völlig abhanden kam. Und doch blieb etwas in ihm zurück, was ihn vor dem völligen Versinken bewahrte, sein neben seiner sonstigen Derbheit überraschendes zartes, fast weibliches Schamgefühl. Dies ließ ihn den Widerspruch, in dem er sich bewegte, wenigstens empfinden. Er wollte so hatte er es sich ja vorgesetzt, mit seiner Schriftstellerei das Glück, den Fortschritt der Menschheit fördern. Aber was war eigentlich dieses Glück? Wußte er es denn? Was ist Zivilisation? Was ist Barbarei? Ist die Zivilisation, in der er lebt, nicht vielmehr selbst Barbarei? Und welches innere Recht hat er, die Menschheit über ihr Glück zu belehren? Er, der im Begriff ist, an seinem Leben zugrunde zu gehen. Der Boden wankt ihm, auf

den er sich gestellt hatte. Es ist bezeichnend, daß die eindrucksvollsten Gestalten, die er in dieser Zeit geschaffen hat, lauter gescheiterte Menschen sind.

Das waren die Voraussetzungen, unter denen der Anblick des Todes bei der Hinrichtung in Paris und nachher beim Sterben seines Bruders ihn so gewaltig erschütterte. Die Wirkung war dadurch noch gesteigert, daß er in diesen Fällen den Vorgang selbst, das jähe Abbrechen des Bisherigen, mit Augen vor sich sieht. Wie bei der Hinrichtung das Haupt sich vom Rumpfe trennt, da kommt es ihm zum Bewußtsein, was hier eigentlich geschieht. Und dann beim Sterben des ihm so nahestehenden Bruders: zuerst das lange qualvolle Ringen und dann das plötzliche Ende. „Wenn du Hand in Hand mit einem Wesen gehst, dieses Wesen plötzlich verschwindet . . . dort im Nichts und du selbst bleibst stehen vor der Kluft und siehst hinein.“

Es ist das rein körperliches Grausen, das ihn erfaßt und seine ganze Empfindsamkeit aufrührt, das Erstarren vor der Vernichtung, die ihn als eine namenlose Mißhandlung und eine unsägliche Rohheit anmutet. Das Gefühl ist so mächtig, daß es jede andere Überlegung bei Seite drängt. Er denkt nicht daran, was jener Verbrecher etwa begangen haben könnte. Mag es sein, was es will, das darf kein Mensch einem andern antun!

Aber namentlich im zweiten Fall wendet sich der Eindruck noch stärker nach innen, gegen ihn selbst. Was ist das Leben, wenn doch schließlich alles im Nichts endet? Was vermag er selbst diesem Unentrinnbaren bei sich entgegenzusetzen, um sich als etwas Bleibendes zu behaupten?

Zeit lebens hat dieser Eindruck Tolstoi in seinem Bann gehalten. All sein Dichten und Denken ist von da an dies Suchen nach einer Antwort auf die Frage: Wie entrinne ich dem Tod? Wie gebe ich meinem Leben einen Inhalt, der dauert?

Zunächst hat sich ihm aus dieser Erfahrung der religiöse Gedanke mit neuer Stärke erhoben. Er hat in das Unendliche hineingesehen und das in sich erlebt, was er den todwunden Andrej auf dem Schlachtfeld von Austerlitz erleben läßt:

„Er sah nichts als über sich den hohen unermesslichen Himmel . . . Wie kommt es nur, daß ich früher diesen hohen Himmel nicht beachtet habe? Und wie glücklich bin ich, ihn endlich kennen zu lernen. Ja, alles ist inhaltlos, alles ist trügerisch, nur dieser unermessliche Himmel ist wahr. Es gibt nichts, nichts

außer ihm . . . Aber auch er ist nicht . . . es gibt nichts, gar nichts außer Ruhe und Stille. Gott sei Dank.“

Es ist der alte Alleinheitsglaube, der wieder bei ihm emporsteigt. Aber es ist ein neuer Klang darin. Das Unendliche, das hinter allem steht, erscheint ihm jetzt nicht mehr wie der Aufklärung als das Tröstliche, Versöhnende, Trauliche; sondern — das sind seine eigenen Ausdrücke — als das Drohende, das Unbekannte, das Ferne, das über dem Menschen wie ein Schicksal hängt und auf ihn drückt.

Vorerst hat er die ihm damit nahegetretene Frage nach dem Sinn des Lebens praktisch einfach gelöst. Er hat sich auf sein Gut zurückgezogen und sich mit Sophie Behrs verheiratet. In dem begrenzten Wirken, das sich daraus ergab, zeigte sich ihm eine deutliche Lebensaufgabe und ein volles Glück. Ja, indem er erfüllte, was der Augenblick forderte, schien ihm die quälende Frage nach dem Sinn des Lebens sogar ihre Berechtigung zu verlieren. Im Unendlichen gibt es ja keine Richtung und keinen Kampf. „Er fühlte vielmehr, daß es keinen letzten Zweck gibt und keinen geben kann, und dieses Fehlen des Zwecks gab ihm das volle freudige Bewußtsein der Freiheit, das jetzt sein Glück ausmachte.“ Nicht das bewußte, sondern nur das unbewußte Handeln bringt wirkliche „Früchte“.

Über zehn Jahre hat Tolstoi in dieser Stimmung gelebt und aus ihr heraus seine großen Werke Krieg und Frieden und Anna Karenina geschaffen.

Aber auf die Dauer wird gerade die Begrenzung, die ihm sein Glück sicherte, für ihn zur unerträglichen Fessel. Seine Kraft verlangte nach größeren Aufgaben, und sein mystisches Streben wurde eben durch die vernünftige, man möchte sagen, Gottfried Kellerische Klarheit seines jetzigen Lebens beunruhigt. Ich muß wieder ihn selbst reden lassen: „Jenes unermeßliche Firmament, das früher über ihm gestanden, hatte sich gleichsam in ein niedrigeres, begrenztes, auf ihm lastendes verwandelt, in dem alles hell, aber nichts ewig und geheimnisvoll war.“ Der Gedanke an den Tod beginnt wieder schreckhaft für ihn zu werden. Was hat er eigentlich erreicht, was hat er Bleibendes geschaffen, wenn er für sich und seiner Familie Behaglichkeit gesorgt hat? Er plagt und müht sich, aber „meine Taten, sie mögen sein, wie sie wollen, werden früher oder später vergessen sein und auch ich werde nicht sein.“ Wo ist das Bleibende? Das in mir Bleibende? Wo

kommt jenes Unendliche deutlich an mich heran, so daß es auch mich über die Endlichkeit hinaushebt?

Er weiß keine Antwort auf diese Fragen. So wird ihm inmitten des reichen Glücks, das ihn umgibt, das Leben zur Qual. Er geht ernsthaft mit dem Selbstmordgedanken um. Indes, während er darüber schwankt, fällt sein Blick auf das einfache russische Volk. Millionen sieht er um sich, die ein viel mühseliges Leben als er geduldig führen, die auch das Leiden gutheißen. Wie können sie das? Sie die Unmündigen müssen im Besitz des Geheimnisses sein, das ihm dem Weisen verborgen ist. Ein schlichtes Wort eröffnet ihm den Zugang dazu. Er läßt es den Zureicher Fjodor zu Lewin über einen rechtschaffenen Mann sagen: „Er hat Gott vor Augen, er lebt für seine Seele.“ Gott vor Augen haben, für seine Seele leben — das gibt ihm einen neuen Gesichtspunkt. Das Sittliche ist der feste Boden. Die Tatsache, „daß er in seiner Seele fortwährend die Anwesenheit eines unfehlbaren Richters fühlt, der die Entscheidung darüber abgibt, welche von zwei möglichen Handlungsweisen den Vorzug verdiene“, kommt ihm plötzlich in ihrer Bedeutung zum Bewußtsein. Hier sieht er das Unendliche in sein Leben hineingreifen: „Das Einzige, wodurch die Gottheit in deutlicher, zweifelloser Form in die Erscheinung getreten ist, das sind die Gesetze des Guten.“ Und wenn er vorher an dem Gedanken sich zerarbeitet hatte, daß der Zusammenhang von Ursache und Wirkung auch ihn verschlingt, so findet er hier etwas, was diesen Zusammenhang durchbricht. „(Das Sittliche) liegt außerhalb der Vernunft; es hat keine Ursachen und kann keine Folgen haben“ — sofern man nämlich unter den Folgen etwas wie einen Lohn versteht.

Das war eine neue entscheidende Wendung in seinem Innenleben; aber es will beachtet sein, daß ein Einfluß von außen es war, der ihm die neue Erkenntnis vermittelte. Es ist nicht, wie es bei den wirklich schöpferischen Geistern der Fall war, aus einer unmittelbaren Berührung mit dem Göttlichen ein neuer großer Inhalt des Sittlichen in ihm aufgestiegen, wobei dann das eigentümlich Zwingende dieser Kundgebung des Göttlichen sich wie von selbst ihm geoffenbart hätte, sondern er ist umgekehrt ähnlich wie Kant zunächst nur auf die besondere Form des Sittlichen gestoßen. Tolstoi ist ein nachdenklicher Mensch, aber auf den Namen eines Propheten hat er keinen Anspruch.

Eben deshalb bedeutet jene neue Erkenntnis für ihn erst einen Anfang. Was sind genauer gesprochen die Gesetze des Guten?



So ganz unzweideutig ist doch die Gewissensstimme an sich nicht. Und weiter: das einfache Volk, dessen Verhalten einen so starken Eindruck auf ihn gemacht hatte, besaß nicht nur eine Sittlichkeit, sondern einen Glauben. Und aus eben diesem Glauben floß ihm die Kraft, sein Leben sicher zu führen.

So folgt mit innerer Notwendigkeit die Zeit, in der Tolstoi, um hinter dieses letzte Geheimnis zu kommen, ernstlich sich bemüht, ebenso wie seine Bauern ein orthodoxer Christ zu werden. Aber der Versuch mißlingt, weil sein Verstand sich dagegen aufbäumt. Jene Mystik, die die griechische Kirche innerhalb ihres Kultus pflegt, das Ineinander von Schauer und Geborgenheitsgefühl, kann er in sich nicht erreichen, weil er das Dogma, die Voraussetzung dafür, sich nicht anzueignen vermag. Er kann sie wohl bei Frauen schildern, wenn er etwa Natascha während ihrer Andacht inne werden läßt, wie das Große und Unbegreifliche selbst als ein Gegenwärtiges ihre Seele erfüllt. Aber ihm blieb sie unerschwinglich und erst recht dann, wenn er dies erzwingen wollte. Denn der Gottesbegriff, der ihm nach wie vor als ausgemachte Wahrheit galt, stieß all das ab, worin die Kirche das Nahekommen Gottes schilderte. Persönlichkeit Gottes, Schöpfung, Menschwerdung eines Gottes, die Vorstellung, daß er im Abendmahl Leib und Blut dieses Gottes genießt — das alles fiel bei ihm ab. Je länger je mehr kommt er sich bei seinem Versuch vor wie einer, der sich selbst verstellt und eine Lüge begeht. Und in diesem Gefühl erscheint Tolstoi achtenswert. Wenn man sich überlegt, wie leicht es ihm, dem Dichter, fallen mußte, all jene Dogmen in Sinnbilder zu verwandeln, dann hebt er sich damit hoch über die heutigen Ästhetiker, die die Wahrheitsfrage ausschalten und sich an ihren weichen Gefühlen wie an einem Selbstwert genügen lassen. So viel verstand er doch von Religion, um zu wissen, daß es sich in ihr um Ernst, um eine Wirklichkeit handelt.

Aber es blieb dann allerdings für ihn auch bei jener ganz allgemein gehaltenen mystischen Frömmigkeit, die nur in zufälligen Augenblicken sich ergibt und im Zerfließen in das Unendliche endigt.

Dafür aber hat er an einer andern Stelle etwas gefunden, was ihn weiterbrachte. Wie er sich damals aufs neue in das Evangelium versenkte — in das Evangelium d. h. in die Synoptiker, denn mit Paulus konnte er sich nie befreunden —, entdeckt er dort einen Inhalt des Sittlichen, der seinen noch leeren Begriff des Guten ausfüllte. Das Wort der Bergpredigt: „Ihr sollt nicht

widerstreben dem Übel“ wird ihm der Schlüssel, der ihm den Sinn der Lehre Christi aufschließt. Er begreift von da aus die anderen Gebote der Bergpredigt: das Nichtzürnen, das Nichtehebrechen, das Nichtschwören, das Sich-nicht-mit-Gewalt-Verteidigen. Sie sind nur die Auseinanderlegung des in jener ersten Forderung Enthaltenen.

Und diese Deutung des Sittlichen schlug bei ihm ein. Schon weil seine empfindsame Natur dafür sprach. Von Kindheit an hätte ihn, sagt er, gerade die Lehre ergriffen, in welcher Christus Liebe, Demut, Erniedrigung, Selbstaufopferung und Vergeltung des Bösen mit Gutem predigt.

Dann aber — und das war der neue Gesichtspunkt, der sich ihm jetzt auftut —, die christliche Sittlichkeit überzeugt ihn, weil sie sich ihm als das allein vernünftige Verhalten herausstellte. Man besiegt das Böse nicht, indem man es mit Gewalt bekämpft, sondern nur dadurch, daß man es zu tragen und über sich ergehen zu lassen weiß. Das Christentum ist — auf diesen schlagenden Ausdruck hat er im Alterstagebuch seine Auffassung gebracht — eine Metaphysik der moralischen Ökonomie. Es lehrt Kraftersparnis. Man vergeudet die sittliche Anstrengung nicht in Bemühungen, die zu nichts führen, sondern nimmt sofort die Haltung ein, die Erfolg verspricht.

In dieser Art der Begründung wird sofort auch die Schranke sichtbar, innerhalb deren seine Auffassung der christlichen Sittlichkeit sich hält. Das Christentum wandelt sich bei ihm zu einer Anweisung, wie man freundlich neben einander leben und miteinander auskommen kann. Man trifft sich, man begegnet sich herzlich, man hilft sich aus, aber es ergibt sich kein dauerndes Band. Wie er es in Platon Karatajew geschildert hat: „Er lebte in Liebe mit den Menschen — nicht mit einem bestimmten Menschen, sondern mit den Menschen, die ihm gerade begegneten —, aber Pierre fühlte, daß Karatajew trotz all seiner freundlichen Zärtlichkeit gegen ihn . . . nicht einen Augenblick bei einer Trennung Schmerz empfinden würde. Und dasselbe begann auch Pierre allmählich gegen Karatajew zu empfinden.“ Tatsächlich läßt er ja auch seinen Pierre ruhig weitergehen, obwohl er merkt, daß Karatajew erschossen werden soll. Die tiefere Seite der christlichen Liebe, vermöge deren sie eine Zusammenfassung der Menschen, ein gemeinsames Leben, eine gegenseitige bewußte Förderung als Ziel aufstellt, fällt bei ihm völlig zu Boden. Und damit auch der aus dem Mitgefühl und dem Sinn für das Ganze

entspringende Drang zum Schaffen, zum Weiterdringen, zum Aufsuchen von neuen Mitteln. Dieses letztere lehnt Tolstoi sogar ausdrücklich ab. „Das aktive Christentum“, meint er im Alterstagebuch, „ist nicht dazu da, um etwas auszuwirken, zu erschaffen; das Christentum ist dazu da, um das Böse aufzuzehren.“

Aber so wie er jetzt das christliche Gebot verstand, schien es sich ihm aufs beste in seine Metaphysik einzufügen. Von dem Gedanken aus, daß die Liebe allein dem Menschen das Dasein in der Welt ermöglicht, deutet er nun die das All durchwaltende Vernunft als das Verlangen nach dem Wohl — er sagt Blago und erklärt dieses russische Wort für unübersetzbar — alles Existierenden. Sie kommt überall da zum Durchbruch, wo in einem Menschen die Erkenntnis dieses wahren Lebens sich regt. Freilich auch das folgert er, indem er seinen Begriff des Alleinen mit dem der Liebe verbindet: die Allvernunft will nicht den Einzelnen als solchen; sie will nur das Göttliche in ihm oder, wie er es auch auszudrücken liebt, den alleinigen Menschensohn, der in jedem Menschen steckt. Die Besonderheit, die Individualität ist das zeitweilig Unentbehrliche und doch zu Überwindende. Sie ist nur die farbige Laterne, durch die das Licht der Gottheit in einem jeden von uns hindurchscheint. Und trotzdem, obwohl der Gedanke eines persönlichen Fortlebens damit ausgeschlossen ist — ganz leicht ist Tolstoi übrigens dieser Verzicht nicht geworden —, glaubt er nun dasjenige entdeckt zu haben, was dem Leben einen Sinn gibt. Indem er Liebe übt, wird der Mensch Glied einer Kette; er setzt das vergangene Leben fort und trägt gleichzeitig zum Heil des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens bei. Damit aber und nur damit wird sein Werk ein Bleibendes, das der Vergänglichkeit und dem Tod trotzt.

Auf dieser Höhe fühlt Tolstoi sich im Besitz einer ihm von oben verliehenen Sendung. Er ist dazu bestellt, das wahre Christentum wieder zur Geltung zu bringen, das die Kirche überall und am meisten durch ihre Dogmen vernichtet. Aber er weiß sich zugleich, in weit höherem Maß als Rousseau, dazu berufen, der ganzen bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Kultur das Urteil zu sprechen. Denn er erst sieht den Punkt ganz klar, an dem sie sich als ein Irrweg erweist. Die ganze Gesellschafts- und Staatsordnung ist, so drückt er die Sache einfach aus, ein Mittel, um dem Übel zu widerstreben; also das Gegenteil des Christentums. Sie verschleiert ihr Wesen, d. h. ihre Rolle nur dadurch, daß sie die Verantwortung für das Böse, das



sie tut, immer auf eine ganze Anzahl von Menschen verteilt. Sie schafft aber auch keine wirkliche Kultur. Sondern sofern sie auf die Gewalt gründet, führt sie eben durch die Gewalt zur Unkultur, zum Rohen, zum Tierischen. Und aus dieser Verkehrtheit führt keine der weltlichen Umwälzungsbestrebungen heraus. Gewiß nicht die Sozialdemokratie. Der Marxismus ist nur ein Wechsel des Despotismus. Denn der Sozialismus arbeitet mit genau denselben Gewaltmitteln wie der von ihm bekämpfte Staat und es ist ein Hohn, auf der einen Seite den Klassenkampf zu predigen und daneben die christliche Liebe im Munde zu führen. Noch viel weniger taugt der Anarchismus. Denn der Anarchismus löst gerade die Bindungen auf, die den Menschen über das Tier erheben. Der einzige Weg, um zu einer vernünftigen, wahrhaft menschlichen Ordnung und damit auch zu einer wirklichen Kultur zu gelangen, ist die Rückkehr zu den Geboten des Christentums.

In einer Fülle von Romanen und belehrenden Schriften hat Tolstoi dies gepredigt; nie anders als ergreifend, nie anders als so, daß er große Wahrheiten dabei ausspricht.

Und doch spürt man, schon wenn man seine Romane aufmerksam liest und noch mehr, wenn man sich in sein Tagebuch vertieft, daß durch seine Seele ein tiefer Riß geht. Der Dichter und der religiöse Mensch wollen sich in ihm nicht zur Einheit zusammenschließen.

Er hat das Christentum als Dichter erfaßt. Es ist bezeichnend, daß die einzige Form, in der er sein Zukunftsbild zu schildern versuchte, die des Märchens gewesen ist; das altrussische, für das russische Selbstgefühl zumal in der Gegenwart so wichtige Märchen von Iwan dem Dummkopf dient ihm dabei als Fabel. Im Märchen brauchte er weder sich noch andern Rechenschaft darüber abzulegen, welches die Bedingungen sind, unter denen sein Traum Wirklichkeit werden kann; daß mindestens ein reiches fruchtbares Land, ausreichend für eine zahlreiche Landbevölkerung, und immer gute Ernten die unerläßlichen Erfordernisse seiner Gestaltung darstellen.

Als Dichter hat er auch die Sittlichkeit des Christentums erfaßt. Es bereitet ihm innere Freude — und zwar schon lange vor seiner Bekehrung — die Wonne zu schildern, die aus dem christlichen Vergeben und der christlichen Feindesliebe fließt, die Größe, die selbst ein beschränkter Mensch durch ihre Betätigung gewinnt, und die unwiderstehliche Wirkung, die davon ausgeht. Aber sobald es sich für ihn selbst auch nur um ein ge-

wöhnliches Eingehen auf einen andern handelte, tritt ihm seine Künstlernatur überall hinderlich in den Weg. Wenn er in der Wirklichkeit eine peinliche, wehetuende Beobachtung an den Menschen macht, so ist bei ihm der erste Gedanke nicht, wie helfe ich dem ab? sondern: das wäre ein herrlicher Gegenstand für einen Roman! Und wie sprudelt es noch bei dem alten Tolstoi an fruchtbaren Einfällen! Die Qual um einen Stoff hat er nie gekannt. Aber hat ihn etwas ergriffen, so arbeitet er mit ganzer Seele daran. Kein wichtigerer Eintrag im Tagebuch als der, ob er an einem bestimmten Tag gut oder schlecht arbeiten konnte. Und er genügt sich schwer; immer wieder schreibt er um und bessert er. Jedoch dazu muß er Zeit haben, Ruhe haben, muß er für sich sein. Und währenddem kann er die Menschen nicht brauchen; außer zu einer flüchtigen, unverbindlichen Begrüßung. So mancher, um nicht zu sagen, jeder, der ihn aufsuchte, war betroffen, wie kühl, wie abweisend, wie künstlerhaft gering-schätzig gegen kleine Leute der Verfasser der Novelle Luzern sich geben konnte. Aber auch wie er das große Hilfswerk für die Duchoboren einleitet, wird es ihm bald lästig, weil es ihn in seiner Arbeit stört.

Und doch: er will mehr sein als bloß ein Dichter; er will sich nicht bloß etwas austräumen oder sich in etwas hineinträumen. Er will sich mit der Wirklichkeit, mit der höchsten Wirklichkeit berühren und selbst etwas verwirklichen. Er kann Stimmungen haben, in denen er die ganze Kunst, auch seine eigene Kunst haßt. Denn alle Kunst, und wenn sie noch so realistisch sein will, ist immer Beschönigung, ist Schein, ist Lüge. Aber sein Verhältnis zu dieser höchsten Wirklichkeit war zu zweideutig und zu unsicher, als daß er von dieser Stelle aus hätte durchbrechen können. Was ihn zur Religion hintrieb, war und blieb immer nur der Gedanke an den Tod, das Grauen vor dem Unheimlichen, vor der Vernichtung. Jedoch so lange dieser Gedanke der stärkste, der alleinbestimmende ist, befindet man sich noch im Vorhof der Religion. Das Tiefste im Christentum, daß nur der sein Leben gewinnt, der es verliert, hat Tolstoi nicht begriffen. Er hat nicht die Kraft eines Luther besessen, der auch durch das Grausige, durch den „Zorn Gottes“, wie er sagte, hindurch die Liebe Gottes wahrnahm, und auch nie zu dem Paulinischen: „In dem allem überwinden wir weit“ sich erhoben. Er ist nie wirklich innerlich frei geworden. Ihm bangte immer vor dem Unbekannten, und dieses Bangen hieß nichts anderes, als daß er am Leben an sich

selbst, an dieser schönen Welt klebte, obwohl er das alles überwunden zu haben glaubte. Deshalb war es für ihn selbst wie ein Wunder, wenn einmal ein Augenblick sich ergab, wo er den Gott, der sonst als der Drohende vor ihm stand, wirklich lieben konnte. Und deshalb fand er zuletzt, wie die Gewissensangst ihn übermannte, keine andere Lösung als die, daß er aus den ihn bedrückenden Verhältnissen floh.

Was ist also Tolstoi? Ein Künstler von Gottes Gnaden, der mit der Wahrhaftigkeit und der Natürlichkeit seiner dichterischen Gestaltung das ganze gespreizte und übersteigerte Schrifttum unserer Zeit hinter sich läßt, ein rührender Prediger der Einfachheit des Christentums und ein in seiner inneren Tragik tief erschütternder Mensch, aber doch kein Führer für uns, keiner, der uns den Weg aus der Wirrnis der Gegenwart ins Freie, in die Zukunft zeigen könnte.





# Osteuropa-Institut in Breslau

Bisher sind erschienen:

## QUELLEN UND STUDIEN

### I. ABTEILUNG: RECHT UND WIRTSCHAFT

- Heft 1: **Russisches Wirtschaftsleben seit der Herrschaft der Bolschewiki.** Herausgegeben v. Dr. Wlad. W. Kaplun-Kogan. [Vergr.]  
Heft 2: **Die Gesetzgebung der Bolschewiki.** Übersetzt und bearb. von Justizrat H. Klibanski. Geh. . . . . M. 24.—  
Heft 3: **Stolypinsche Agrarreform und Feldgemeinschaft.** Von Dr. C. v. Dietze. Kart. . . . . M. 14.—  
Heft 4: **Entwicklungsgang der russischen Industriearbeiter bis zur ersten Revolution (1905).** Von Prof. Dr. O. Goebel. Kart. M. 14.—  
Heft 5: **Die russische Industriearbeiterschaft von 1905 — 1917.** Von Dr. S. Köhler. Kart. . . . . M. 32.—  
Heft 6: **Die russische Genossenschaftsbewegung (1865—1921)** Von Dr. E. Fuckner.  
Heft 7: **Einführung in das geltende slawische Recht in rechtsvergleichender Darstellung. I. Band. Bulgarien.** Von Dr. Fr. Schöndorf. [In Vorb.]

### III. ABTEILUNG: BERGBAU UND HÜTTENKUNDE

- Heft 1: **Die wirtschaftliche Bedeutung der Montanindustrie Rußlands und Polens und ihre Wechselbeziehungen zu Deutschland.** Eingeleit. m. einem Vorwort d. Berghauptm. Dr. Schmeißer zur Einführung der Arbeiten der Abteilung für Bergbau u. Hüttenkunde des Osteuropa-Instituts i. d. Öffentlichkeit. Von Bergrat Privatdozent Dr. K. Flegel. Kart. M. 20.—  
Heft 2: **Bau und Bodenschätze Osteuropas.** Eine Einführung von Prof. Dr. H. Cloos und Dr. E. Meister. Mit 1 geolog. Strukturkarte von Osteuropa von Dr. S. von Bubnoff . . . . . M. 40.—  
Heft 3: **Die Kupfer- und Schwefelerze von Osteuropa.** Von Dr. F. Behrend. Kart. . . . . M. 28.—  
Heft 4: **Die Ölschiefer des Europäischen Rußlands.** Von Dr. L. von zur Mühlen. Kart. . . . . M. 12.—  
Heft 5: **Die Eisen- und Manganerze Osteuropas.** Von Bergingenieur G. Behaghel. Mit 37 Abb. u. zahlr. Tabellen. Geh. M. 200.—, geb. M. 220.—  
In Vorb.: **Die Kohlenlager Osteuropas. I. Rußland, Sibirien u. Kaukasus.** Von Dr. S. von Bubnoff.

### V. ABTEILUNG: RELIGIONSWISSENSCHAFT

- Heft 1: **Die griechisch-katholische Kirche in Galizien.** Von Dr. A. Korczok. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. F. Haase: Die Aufgaben der osteuropäischen Religionswissenschaft. Kart. . . . . M. 48.—

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

51133

Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts

Hef 2: Die religiöse Psyche des russischen Volkes. Von Prof. Dr. F. Haase. Geh. M. 32.—, geb. . . . . M. 40.—

VI. ABTEILUNG: SPRACHWISSENSCHAFT

Hef 1: Die altaische Völker- und Sprachenwelt. Von Prof. Dr. H. Winkler. Kart. . . . . M. 24.—

VII. ABTEILUNG: INDUSTRIE UND HANDEL

Hef 1: Der Handelshafen Odessa. Von Bankarchivar Dr. O. Friebel. Mit 14 Tafeln. Kart. . . . . M. 42.70

Hef 2: Sibirien u. s. wirtschaftl. Zukunft. Ein Rückblick u. Ausblick a. Handel u. Industrie Sibiriens. V. Prof. Dr. P. Danckwortt. M. 48.—, geb. M. 60.—

VORTRÄGE UND AUFSÄTZE

I. ABTEILUNG: RECHT UND WIRTSCHAFT

Hef 1: Russisches und Orientalisches Eherecht. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Fr. K. Neubecker. Kart. . . . . M. 8.80

Hef 2: Finnlands Eherechtsreform. Der finnländische Entwurf eines Gesetzes über die Rechtsverhältnisse der Ehegatten unter Bezugnahme auf die skand. Entwürfe. V. Geh. Hofrat Prof. Dr. Fr. K. Neubecker. Kart. M. 24.—

Hef 3: Grundzüge der bulgarischen Wirtschafts- und Handelspolitik. Von O. Fechner. Kart. . . . . M. 7.20

Hef 4: Die Gerichtspraxis in Rußland als Rechtsschöpferin. Von Dr. Fr. Schöndorf.

II. ABTEILUNG: LAND- UND FORSTWIRTSCHAFT

Hef 1: Die Ostländer als internationale Produktionsgemeinschaft in der Bodenproduktion. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. P. Gisevius. M. 10.—

III. ABTEILUNG: BERGBAU UND HÜTTENKUNDE

Hef 1: Die Nebenproduktkokerei in Südrußland. Von Ing. L. Litinsky. Kart. . . . . M. 16.80

Hef 2: Beiträge zur Oberschlesischen Frage. I. Oberschlesien und die Umgestaltung der europäischen Schwerindustrie durch den Versailler Vertrag. II. Die wirtschaftliche Zugehörigkeit der Kreise Pleß und Rybnik zur Oberschlesischen Montanindustrie . . . . . M. 8.—

IV. ABTEILUNG: GEOGRAPHIE UND LANDESKUNDE

Hef 1: Das Klima Thrakiens als Grundlage der Wirtschaft. Von Prof. Dr. E. Obst. Kart. . . . . M. 20.—

V. ABTEILUNG: RELIGIONSWISSENSCHAFT

Hef 1: Russische Kirche und Sozialismus. Von Prof. Dr. F. Haase.

VI. ABTEILUNG: SPRACHWISSENSCHAFT

Hef 1: Tolstoi nach seinen Tagebüchern. Von Geh. Konsistorialrat Prof. Dr. K. Holl.

Osteuropäische Bibliographie für das Jahr 1920. I. Jahrg. Kart. M. 18.70

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

5.11

Preisänderung vorbehalten

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.